

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 11

Artikel: Schicksal in 10 Minuten [Schluss]
Autor: Donny, Käthe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„Kind, der arme Geninde ist noch viel schwerer betroffen. Dieser Becker hat nicht nur die Wendling ermordet, er ist auch der Mörder —“

Er konnte es nicht aussprechen. In seinen Augen aber las Sabine alles. Und nun schrie sie auf, ganz hell. Keinow legte den Arm um Sabine.

„Ruhig, Kind, nicht zurückdenken. Vorwärts denken. Ich glaube, wenn einer jetzt bei Geninde sein sollte, wärst du es.“

„Du — du schickst mich. Und du warst doch innerlich gegen ihn.“

„Um deinetwillen, Sabine. Sein Schicksal schien mir zu schwer.“

„Aber jetzt ist es doch vielleicht noch schwerer, Vater.“ —

„Ich fürchte für ihn, Sabine. Um deinetwillen wollte ich dich nicht zu ihm lassen. Nun schicke ich dich um seinetwillen zu ihm . . .“

Geninde stand vor seinem Schreibtisch. Auf dem Boden lag noch das Bild Annettes. Er hatte es nicht aufgehoben. Er war viel zu müde. Er stand und sah herab. In dem milden Lichtschein glänzte das Bild und war wie lebend. Dort lag es nun. Widerschein eines Daseins, das ihm einst gehörte und das er versäumt hatte. Alles war ihm aus den Händen geglitten. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nichts hatte er halten können.

In allem war Irrtum gewesen und zuletzt noch Schuld. Daß er an dem Mörder nicht selbst zum Mörder geworden, war ja nur ein Zufall. Nur ein vorüberhuschender Gedanke hatte den Griff seiner Hände gelockert. Nur der Gedanke an Annettes Tod hatte ihn selbst davor bewahrt, schuldig zu werden. Das Recht verkehrte sich zu Unrecht. Er war ganz von Dunkelheit umstellt und nur noch ein Ausweg blieb.

Die Mordkommission hatte das Haus nicht verschlossen. Als Sabine in einer Autodroschke herbeijagte, brannte noch das Licht der Bogenlampe und erhellte den Eingang. Sie lief durch die Pforte. Wie viele Blumen, dachte sie im Vorbeirennen, als der herbe Duft von allen Seiten ihr entgegendrang. Weiter. Eine kleine Diele. Ein Zimmer. Noch eins. Geninde — herumgerissen von dem Geräusch, hatte schon die Waffe an der Schläfe.

„Nein“, schrie Sabine auf. Schon war sie bei ihm. Mit der Kraft der verzweifelten Liebe bog sie ihm die Hand herunter.

Geninde brach förmlich in dem Sessel zusammen. Sabine stand neben ihm, hielt seine Hand umflammert, als fürchte sie, daß er jeden Moment seinen wahnsinnigen Entschluß ausführen könnte.

„Das haben Sie tun wollen? Das?“ fragte sie, „gibt es denn gar keinen Ausweg für Sie?“

Er schüttelte den Kopf:

„Keinen, Sabine.“

Verzweifelt sah sie sich um. Im Lichte der Lampe glänzte das Bild auf dem Boden. Sie erkannte das Gesicht. Sie glaubte es zu erkennen.

„So wollen Sie fortgehen. Und die Frau, die auf Sie wartet, allein lassen?“

„Es wartet niemand auf mich, Sabine. Sie selbst sind mir ja verstummt.“

„Und die Andere? Die Andere gestern?“

Sie beugte sich zitternd, hob das Bild auf. Im Lampenlicht schienen Annettes Augen wie vom Leben erfüllt.

„Von gestern?“ Er sah sie an, begriff nicht, „aber Sabine, was meinen Sie?“

Sie senkte den Kopf. Stillhalten, dachte sie, zurückführen, ihn zum Leben; wenn es auch zu einer Anderen ist.

„Gestern abend; ich war schon einmal da. Ich wollte Sie sprechen. Es war mir so schwer ums Herz. Ich kam. Ich sah Sie mit einer Frau sitzen. Da ging ich. Halten Sie stand. Bringen Sie nicht soviel Schmerz für die, die Sie liebt und —“ das letzte kam fast tonlos — „für mich.“

„Sehen Sie mich doch an, Sabine.“ Er griff sanft nach ihrem Gesicht und hob es empor. „Das Mädchen gestern ist die Braut eines anderen. Sie gehört nur in diesen ganzen Kreis, der sich in den letzten Wochen um dies alles geschlossen hat. Sie sieht meiner Frau ähnlich. Dies Bild hier ist das Bild meiner Frau — das Bild von Annette.“

Sabines Augen quollen von Tränen über.

„Doch noch Hoffnung“, flüsterte sie wie zu sich selbst.

„Sabine, so lieben Sie mich?“

„So“, flüsterte sie.

„Sabine“, sagte er sanft, „Du, ich kann doch nicht mehr. Sieh doch ein, wie mir alles zusammengebrochen ist. Es ist zu viel. Ich kann es nicht mehr ertragen.“

Sie zwang sich, das Weinen zu unterdrücken. Sie mußte jetzt Kraft haben, Kraft für ihn mit.

„Du kannst es nicht, Ulrich; auch nicht für mich?“

„Ich glaube es nicht, Sabine.“

„Und Annette? Du hast mir oft von ihr erzählt. Ich weiß genau, einmal sagest du, Annette war das lebendige Leben und ihr Glaube war das Leben. Mußt du es nicht in der Erinnerung an sie können?“

Geninde wandte den Blick. Von Sabines überglänzt Gesicht zu dem Bilde. In Annettes dunklem Gesicht brannte die gleiche inbrünstige Innigkeit wie in den hellen Sabines. Wieder fühlte er sich wie geisterhaft angerührt von der Vergangenheit, die hineindrang in die Gegenwart. Floh er, so zerstörte er den lebendigen Zusammenhang, der den Menschen vom Vergangenen zum Gegenwärtigen und Zukünftigen trägt. Zerstörte er irgendwie die Idee der Unsterblichkeit und mit ihr alles, was einst Annette war. Lebte er, so lebte auch sie. „Tod, wo ist dein Stachel?“ Plötzlich kam es ihm in den Sinn. Dies war der Spruch, den sie einst ihrem Vater auf den Grabstein hatten schreiben lassen. Ihr Lebensglaube hielt nicht inne vor dem Tod, sondern wollte weiter hinüber zu dem Leben. Vielleicht war es ihre letzte Forderung an ihn, standzuhalten.

Sabine wandte ihre Augen nicht von Genindes Gesicht. Sie sah die ungeheure Bewegung seiner Seele emporfluten. Jetzt tastete er nach ihr. Und immer noch die Augen auf das Bild Annettes, umschloß er Sabines Hand. — — —

Sie saßen in der halben Dunkelheit des Zimmers. Sabine sprach von sich. Zum erstenmal, daß sie es konnte. Wieviel war in ihr aufgetürmt in diesen Jahren, seit sie Geninde kannte. Sie schämte sich nicht mehr. Hinbreiten ihr ganzes Herz, überströmen lassen ihre Liebe zu ihm, der dort im Dunkel neben ihr saß. Gut war es, zu sprechen, auch für ihn. Mit der Hellsichtigkeit ihrer Liebe wußte, sie mußte ihn jetzt mit eigenem Fühlen erfüllen.

Er mußte spüren, daß sie ohne ihn nicht mehr sein konnte. Er mußte sich verantwortlich fühlen für ihre Existenz und ihr Glück. Nur so konnte sie ihn fortzwingen von der Selbstverlorenheit.

Wie recht sie, unbewußt handelnd, damit hatte, zeigten ihr die bedrückten Worte Genindes:

„So lange bist du neben mir hergegangen, Sabine, und ich habe kaum gefühlt, daß du so bei mir warst. Bei Annette habe ich es auch nicht richtig gefühlt. Immer bin ich so versponnen in mich. In die eigene Schwermut. Und so verliere ich die Menschen, einen nach dem andern.“

„Aber ich Ulrich, ich lasse mich nicht verlieren. Ich rufe dich schon an, wenn du dich zu tief verschließt.“

„Du traust dir viel zu, Sabine. Vielleicht hat Annette das auch gewollt und geglaubt. Und hat dann doch keinen Weg gefunden. Das Schlimmste ist ja, wir Männer wissen gar nicht, wie abweisend und verschlossen wir sein können. Vielleicht habt ihr nicht genug Robustheit, uns einfach zu nehmen und zu rütteln, bis wir wieder zu euch kommen.“

Sabine dachte nach. Es lag etwas Wahres in dem, was Geninde sagte. Robustheit aber war kaum das richtige Wort.

„Vielleicht ist es das Ulrich“, setzte sie ihre Gedanken laut fort, „daß wir noch zu leicht vor euch erschrecken. Daß wir ein-

fach Angst haben. Aber siehst du, Ulrich, ich habe in diesen Jahren soviel Angst um dich gehabt, daß ich nun einfach keine mehr übrig behalten habe. — Und wenn ich selbst welche hätte, sie muß überwunden werden, damit wir zusammenkommen.“

Geninde beugte sich, nahm Sabines Hand, küßte sie. Es war der erste Kuß, den sie von ihm empfing. Kein Kuß der Leidenschaft. Vielleicht noch nicht einmal der einer bewußten Liebe. Aber ihr war es genug.

14. Kapitel.

„Nun komm“, sagte Sabine, „ich muß heim. Ich bin sicher, der Vater wartet noch auf mich.“

„Dein Vater?“ Geninde fragte es schon wieder bedrückt, „auch er ist gegen mich.“

„Weißt du, daß er es war, der mich zu dir geschickt hat?“

„Er? Wie ist das möglich, Sabine? Ich habe das sichere Gefühl, er fürchtet deine Beziehung zu mir.“

„Der Vater wünscht nichts, als daß mein Leben so wird, wie ich es für mich brauche. Daß du dazu notwendig bist, weiß er. Damit hat er überwunden, was vielleicht gegen dich war.“

Die Bäume im Garten rauschten auf. Die Sterne wanderten am Himmel, der schon das milde Grau der Dämmerung trug. Sabine und Geninde gingen nebeneinander durch die stillen Vorortstraßen. Ihre Schritte waren gleichmäßig im Rhythmus.

„So bin ich schon einmal mit dir gegangen, Ulrich. Weißt du, damals im Sommer, als wir zum erstenmal über Erna sprachen. Hast du damals nicht schon gefühlt, wie sehr ich auf dich wartete?“

„Glaube mir, Sabine, du hast mir schon damals sehr viel bedeutet. Aber wie konnte ich noch einmal eine Frau in die Trübe meines Lebens hineinziehen? Und damals wußte ich noch nicht einmal, daß alles immer noch trüber und finsterner wurde.“

Sabine fühlte, er wollte etwas sagen und konnte doch nicht. Sie wußte, wie ungeheuer dies letzte Erlebnis mit Becker auf ihm lasten mußte. Darum hatte sie ihn ja mit ihrem eigenen Fühlen überschüttet, um ihn jetzt noch nicht zum Denken über sich selbst kommen zu lassen. Es konnte lange dauern, bis Geninde ihr von Annette sprach und sich. Aber einmal würde es sein. Und dann würde er in Wahrheit zu ihr gefunden haben.

„Laß“, sagte sie darum beschwichtigend zu ihm, „denke nicht, wie du jetzt mit allem fertig werden sollst. Das Seelische kann man doch nicht vergewaltigen. Denke nur an das Tatsächliche.“

„Dann schwiegen sie beide und gingen weiter. Das Haus Reinow lag in silbriger Dämmerung. Ein Fenster in der Etage war geöffnet. Die dunklen Konturen einer Gestalt waren sichtbar. Sie schien zu warten.

Dahinter sah man das Licht einer Tischlampe, die etwas fahl in dem heranrückenden Morgen stand.

„Der Vater“, sagte Sabine und nichts weiter.

Aber in diesem einen Wort und in dem schweigenden Warten Reinows da oben fühlte Geninde wie mit einem Zauberschlag die tiefe Verbundenheit Sabines zu ihrem Vater. Als er jetzt zu Reinow emporschritt, war dieser geheimnisvoll für ihn verwandelt. War er doch der Vater des Mädchens, das ihn liebte. Sabine öffnete die Tür zu Reinows Arbeitszimmer.

„Da bring' ich ihn dir, Vater.“

Unendliche Liebe und unerschütterliches Vertrauen war in ihrem Blick. Er traf auf das bereite Antlitz des Vaters. Da schloß Sabine die Tür. Das Letzte, was sie sah, waren die ausgestreckten Hände Reinows und der Schritt Genindes auf ihn zu.

Da ging sie beruhigt in ihr Zimmer. Sie war nicht müde. Alles in ihr war lebendig und gespannt. Die Akten lagen noch auf dem Schreibtisch aufgeschlagen, und sie setzte sich und begann zu arbeiten. Ab und zu horchte sie hinüber. Die hellere Stimme des Vaters klang gedämpft in die Stille. Sie konnte nicht verstehen. Aber es war auch nicht nötig. Der Vater hatte die Bereitschaft des Herzens für Geninde nun in sich geschaffen. Da konnte es zwischen ihm und dem geliebten Manne nicht mehr falsch ausgehen. Männer wie der Vater hatten jene Gerechtigkeit, die nicht nur im Geiste wurzelt, sondern auch im Herzen.

Männer waren darin viel lauterer als Frauen. Was sie einmal als echt erkannten, dafür verwirrte sich ihr Gefühl nicht mehr. Auf dieser Basis würden Geninde und der Vater sich finden. Ihr blieb nichts, als zu glauben und zu warten. Aber warten, untätig, war ihr nicht gegeben.

Noch nie seit ihrer Liebe zu Geninde war ihr die Arbeit so starke Hilfe auch für ihr eigenes Ich geworden wie in dieser Morgenstunde, — — —

Sabine hatte richtig gefolgert. Zwischen Reinow und Geninde wurde nicht mehr viel gesprochen. Reinow hatte sich auf die Seite Sabines gestellt und damit auch zu Geninde.

„Wir wollen das Persönliche der Zukunft überlassen, Herr Geninde“, sagte Reinow, „Sie wissen nun, daß ich Ihr Gegner nicht mehr bin. Es waren auch keine Einwände gegen ihre Person. Es war nur der Gedanke, Sabine würde an der Schwere Ihres Naturells mit zu tragen und es dadurch auch schwerer haben.“

Da sagte Geninde etwas, was Reinow zeigte, wie tief Geninde doch Sabine erkannte:

„Ich glaube, Sabine will es in gewisser Weise schwer haben. Sonst hätte sie vermutlich nicht gerade diesen Beruf erwählt und sich vielleicht auch nicht zu mir herangezogen gefühlt. Sie muß wohl tragen helfen, um sich ihrer eigenen Stärke bewußt zu werden.“

„Da mögen Sie recht haben“, Reinows sorgenvolles Gesicht entwürfelte sich zum erstenmal, „Sabines Mutter war gerade so, und“, nun war es beinahe wie ein knabenhaftes Lächeln in Reinows strengen Augen, „sie hat es mit mir auch nicht ganz einfach gehabt. Und so wollen wir den hoffen, Geninde — —“

Ein schrilles Klingeln unterbrach die Stille des Vormorgens. Die beiden Männer zuckten zusammen.

„Ja“, Reinow horchte in den Apparat hinein und sagte dann zu Geninde: „Es scheint schon jemand am Hauptapparat der Hausleitung zu sein.“

Die Tür öffnete sich. Sabine stand da. War schon bei Geninde. Legte die Arme um ihn.

„Ulrich, es ist soeben telefoniert worden.“

„Becker? Er ist tot?“ fragte Geninde leise.

Sabine nickte.

„Ja, man hat telefoniert vom Gefängnis aus. Der Beamte ist noch am Telefon, Vater. Ich habe durchgestellt. Nebenan.“

Reinow verstand. Er ging schnell hinaus. Schloß die Tür. Geninde stand mit gesenktem Kopf. Er sprach nicht. Sabine fühlte, er wartete darauf, daß sie etwas sagen würde.

„Nicht mehr rückwärts sehen, Ulrich — zuviel hast du in der Vergangenheit gelebt! Blick in die Zukunft! Ich will dir helfen!“

Geninde horchte dem Worte nach und dem tröstenden Widerhall, den es ihm gab.

„Ich muß nun fort“, sagte er, „ich habe heute noch viel vor, Sabine.“

„Ja, — Lieber.“

Sie begleitete ihn schweigend hinunter.

Im Treppenhaus lag noch die halbe Dämmerung, aber nun öffnete Sabine die Haustür.

Voll brach das Licht herein des lebendigen Tages.

E n d e.

Weltwochenschau

Finanzreformpläne.

Jedesmal, wenn wir von neuen Steuern hören, bekommen wir eine Gänsehaut. Deutsch- und Welschschweizer sind hierin gleich klimaempfindlich. Umgekehrt halten alle 25 Sorten Kantone die Lage der Bundesfinanzen für sanierungsreif und leiden an unruhigen Träumen, falls nicht bald eine ausgeglichene Bilanz vorgelegt wird. (So wichtig nimmt der Schweizer die Sache! Die Zeitungen sagens!) Bedenklich käme es auch allen vor, wenn der Bund gerade jene Subventionen striche,